

www.e-rara.ch

Geschichte der Alchemie

Schmieder, Karl Christoph

Halle, 1832

ETH-Bibliothek Zürich

Shelf Mark: Rar 8261

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-34866>

Siebzehntes Kapitel.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Siebzehntes Kapitel.

Alchemie des achtzehnten Jahrhunderts.

Drittes Viertel.

Um die Mitte des Jahrhunderts gewann es den Anschein, als ob das, was die Alchemisten ein *Opus mulierum* nennen, in der That zur Frauenarbeit werden sollte. Die Schwestern zu Rodaun hatten schon einige Fortschritte in der Alchemie gemacht. Da war auch eine Frau von Grabau zu Eberstadt, welche mit Adepten in Verkehr stand. Vergl. Guldensfalk's Sammlung, S. 122. Es zeigten sich sogar Adeptinnen, und beide Augen Germanien's, Berlin und Wien, waren auf solche gerichtet.

Der Heros Preußen's, Friedrich der Zweite, spottete gern über die Alchemie, und das mit Fug; denn er hatte das Stimmrecht mit Erfahrungen erworben und sich etwas kosten lassen. Im Jahre 1751 kam eine Frau von Pfuell aus Sachsen mit zwei sehr schönen Töchtern nach Potsdam. Fredericksdorf empfahl sie dem Könige als ungemein kunstfertige Alchemistinnen, denen es ein Leichtes sey, dem Golde die Seele auszuziehen. Um eine etwas bedeutende Seele zu gewinnen, wurden zehntausend Thaler darauf verwendet. Diese Seele präsentirte sich beinahe wie die menschliche im *Orbis pictus*, in lauter winzig-kleinen Könnchen, die unter dem Vergrößerungsglase wie Rubine aussahen. Mit dem abgelegten Leichnam des Goldes ging natürlich etwas am Gewicht verloren. Der Abgang betrug von fünfzig Dukaten

sechs, und das war allerdings lehrreich, auch noch ziemlich billig. Ein weiterer Erfolg wird nicht gemeldet, und so scheint es, man habe mit dem anmuthig besetzten Laboratorium noch etwas anderes erzielen wollen, was vielleicht weniger möglich war, als Gold machen. Vergl. Zimmermann's Fragmente über Friedrich den Großen, Bd. I. S. 126.

Im Jahre 1752 kam eine Frau von Regensburg nach Wien, welche den Liebhabern der Alchemie einen Partikularproceß verkaufte und damit zwanzigtausend Gulden erwarb. Nach ihrer Vorschrift versetzte man zum Anfang Eine Mark Silber mit vier Loth Gold, und erhielt, nach Abzug dieses Goldes, am Ende noch sechs Dukaten Ueberschuß. Zu diesem Ende sublimirte man Quecksilber mit gewissen Salzen siebenmal, indem man jedes Mal den Sublimat mit dem Rückstande wieder zusammenrieb. Zum achten Mal ging nichts mehr über, die ganze Masse floß aber in der Hitze wie Wachs, und erstarrte beim Erkalten zu einem schweren, grünlichen Glase. Mit vier Loth dieses Glases wurde das zuvor geförnte Goldsilber unter einer Decke von Schmelzglas geschmolzen. Dann löste man das Silber in Scheidewasser. Das zu Boden fallende Gold wurde mit einer neuen Mark Silber zusammengeschmolzen und diese dann wie zuvor bearbeitet. Dasselbe Verfahren wiederholte man noch mehrmals; denn jede Wiederholung gab einen neuen Zuwachs an Gold. Der letzte Goldniederschlag wurde endlich durch Spießglanz gegossen.

Dieser Proceß hatte wol seinen Grund, nur so nicht, wie die Käufer meinten. Da jedes Silber güldisch ist, und eingeschmolzenes Silberwerk vor anderem, wegen der etwa mit eingeschmolzenen Vergoldung, so konnte man wol aus fünf bis sechs Mark Silber nach und nach einige Quentchen Gold mehr erhalten, als man zusetzte. Der Goldzusatz beförderte freilich die Ausscheidung durch Adhäsion der ähnlichen Theile; aber des Quecksilberglasses bedurfte es dazu

gar nicht, als nur, um der Sache ein alchemistisches Ansehen zu geben. Wenn man die Arbeit und die Kosten des Schmelzens, des Auflöfens, der Wiederherstellung des Silbers u. s. w. zusammenrechnete, so hatte man nichts gewonnen. Die Regensburgerin gewann allein und bewies damit wenigstens relativ die Richtigkeit ihres Processes. Vgl. v. Justi Chymische Schriften, Bd. II. S. 421 — 426.

Bald hernach begab sich aber in den Rheinlanden Manches, was mehr auf Ernst deutet. Dort wanderte wieder ein wirklicher Besizer der Tinktur, und zwar ein junger, nicht Sehfeld mehr. Schwerlich war er Autodidakt, vielleicht der Erbe eines solchen, und wahrscheinlich nicht einmal ein rechtmäßiger; denn offenbar ward er zu früh begabt, um das Hehre nicht muthwillig preiszugeben.

Im Jahre 1755 besuchte dieser Adeptulus, damals ein Zwanziger, den Oberlandkommissar Guldensfalk zu Homburg vor der Höhe. In dessen Hause, und im Beiseyn des fürstlichen Kammerdieners Pauli, ließ der junge Mann zwei Loth Blei schmelzen, warf darauf ein rothes Pulver, eines Hirsekorns groß, in Papier gewickelt, und deckte den Ziegel mit einem Ziegelscherben zu. Es entstand darin ein Poltern, Zischen und Pläzen. Als es ruhig ward, goß er den Ziegel über den steinernen Fußboden aus. Das erhaltene Gold wurde einem Goldarbeiter übergeben. Es war überladen, und darum spröde, ward aber vortrefflich, als man es mit Silber versetzte. Man ließ davon Ringe und Knöpfe machen, die zum Andenken aufgehoben wurden. Guldensfalk ist ein sehr glaubwürdiger Zeuge. Diese Transmutation, die ihn selbst von der Wahrheit der Alchemie überzeugte, ermuthigte ihn auch, als Vertheidiger derselben öffentlich aufzutreten. Vergl. Dessen Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 120.

Im Jahre 1758 wohnte ein junger Adept, und eben derselbe, wie es scheint, unter dem Namen Focet bei einem Bürger in Frankfurt am Main, Namens Betsch.

Bei Gelegenheit eines Ausfluges, den er machte, gab er seinem Wirth eine Flasche mit einem dunkelrothen, schweren Liquor aufzuheben. Als er sie von ihm zurücknahm, dankte er ihm für einen großen Dienst, den er ihm erwiesen; denn der Inhalt der Flasche sey wenigstens zweimalhunderttausend Gulden werth. Der Wirth erschrak, und fragte, was er nun hätte machen wollen, wenn die Flasche, deren Bedeutung er nicht gewußt, zufällig zerbrochen worden wäre. — Ei, dann wäre in vierzehn Tagen der Schade zu ersetzen gewesen! war die Antwort. Betsch erzählte das einigen Bekannten. Bald darauf kam ein Kommando Stadtsoldaten und fragte nach Herrn Focet; er war aber schon abgereiset. Vergl. Guldensfalk's Sammlung, S. 77.

Im Jahre 1760 trat ein Fremder in eine Materialhandlung zu Mainz und forderte ein Pfund Quecksilber. Der vorwizige Lehrling fragt, was er damit machen wolle, und erhält die trockene Antwort, das gehe ihn nicht an. Der Diener verweist dem Lehrling seine Unbescheidenheit und bezeigt dem Fremden desto mehr Achtung. Dadurch erheitert eröffnet Dieser ihm nun freiwillig, daß er das Quecksilber in Silber verwandle, dergleichen er an seinem Deggenknopfe vorzeigt. Der Lehrling lacht darüber laut auf; der Diener aber betrachtet den Gast nun mit noch größerm Respekt und gewinnt ihn damit ganz. Er bittet um die Gnade, ein solches Wunder mit ansehen zu dürfen, und erhält die Erlaubniß.

Zur anberaumten Zeit erfragt der Diener seinen Mann im Kranich N. 7., und bringt, wie verabredet, einen Tiegel und ein halbes Pfund Quecksilber mit. Man erhitzt es bis zum Rauchen. Der Fremde bringt eine Flasche mit einem schweren, blaugefärbten Liquor zum Vorschein, und der Diener läßt auf sein Geheiß einige Tropfen auf das Quecksilber fallen. Bald darauf gießt man den Tiegel über den Fußboden aus. Es war zum feinsten Silber geworden, welches der Kaufmannsdiener zum Geschenk erhielt. Der Unbekannte

versprach, ihm den folgenden Tag auch die Verwandlung in Gold zu zeigen, wenn er bis dahin schweigen könne, war aber, als dieser sich einstellte, schon abgereist. Vergl. Guldensalk's Sammlung, S. 22.

Ein Solcher, und ohne Zweifel derselbe Offenherzige, ward in demselben Jahre 1760 an vielen Orten der Rhein- und Maingegenden gesehen, nannte sich bald Lange, bald Linter, heimsuchte Alle, die als Liebhaber der Alchemie bekannt waren, und machte zahlreiche Projektionen. Er hieß so wenig Lange als Linter und Focet, sondern wechselte von Ort zu Ort mit dem Namen, um den Folgen seiner unvorsichtigen Prahlerei zu entgehen. Ebenderselbe findet sich endlich im folgenden Jahre zu Coblenz, wo er sich arg verwickelte, und in peinliche Untersuchung gerieth, bei welcher sein wahrer Name an den Tag kam. Er hieß demnach eigentlich Johann Georg Stahl, und war gebürtig aus dem Dorfe Bielikheim bei Montabaur. Die Identität der Person unter den genannten Namen bezeugt nach eingezogenen Erkundigungen Guldensalk, in seiner Sammlung, S. 224.

Am fünften Junius 1761 ward dem kurtrierschen Münzdirector zu Coblenz, Hofrath von Meidinger, ein Silberzahn von beinahe sechs Loth Gewicht gebracht, und angefragt, wieviel man für den Centner davon geben wolle. Meidinger ließ den Anfrager zu sich entbieten, um selbst mit ihm zu reden; unterdessen ward aber der Silberzahn probirt, welcher 9 Loth 5 Grän hielt.

Stahl erschien darauf in einem ärmlichen Aufzuge und mit merklicher Aengstlichkeit; doch faßte er sich, und fragte, ob sein Silber nicht gut sey. Als ihm der Probirschein vorgezeigt ward, bemerkte er, daß er das Silber für seiner gehalten habe; doch sey daran nicht gelegen, und er könne es auch feiner machen. Auf die Frage, ob er es denn selbst mache, erwiderte er höhnisch, das sey seine geringste Kunst. Er könne auch Gold machen, aus Silber und aus Kupfer.

Die Zweifel des Direktors verdrossen ihn, und er erbot sich auf der Stelle zur Probe.

Als Meidinger im ferneren Gespräche wohlwollend nach seinen Umständen forschte, fing er bitterlich an zu weinen, und klagte, er sey ein unglücklicher Mensch, und könne, bei seiner Kunst, Gold und Silber zu machen, sich doch nicht helfen; denn er werde überall verfolgt. Er bat um Fürsprache bei dem Kurfürsten, den er reich machen wolle, wenn man ihn, seine Frau und seine Kinder glücklich machen würde. Er sey gewiß kein Betrüger, und könne das beweisen, mit Lothen oder Centnern, wie man wolle.

Der Direktor verlangte fürs Erste nur eine Probe im Kleinen, veranstaltete sie aber so, daß Stahl weder dabei thätig, noch gegenwärtig war, damit kein Betrug stattfinden könne. Durch einen treuen Münzarbeiter ließ er nach Stahl's Vorschrift Kupfer glühen und in einem gewissen Wasser ablöschen. Als das Kupfer zurückgebracht wurde, wog man es und fand es zwei Loth zwei Quentchen schwer.

Nun zog Stahl eine Lute hervor, in welcher er ein graues Pulver hatte. Davon nahm er zwei Messerspitzen voll auf ein Papier und ließ darauf aus einem Gläschen einen Tropfen gelblicher Tinktur fallen. Nach seiner Anweisung mußte derselbe Münzarbeiter nun das Kupfer schmelzen und dann das Papier mit dem angefeuchteten Pulver darauf werfen. Bald darauf brachte er es, in einen Zahn gegossen, als Silber wieder. Zu Meidinger's Verwunderung wog es nun vier Loth drei und $\frac{1}{4}$ Quentchen, hatte also sein Gewicht beinahe verdoppelt. Der Münzgardein machte sofort die Probe und fand den Gehalt des Zahnes acht Loth neun Grän.

Der Münzdirector verlangte nun eine Probe im Großen, und Stahl willigte darein. Zehn Mark sieben Loth Kupfer, wie zuvor geglüht und abgelöscht, wurden zum Schmelzen eingesetzt, und da sie flossen, machte man Projektion mit zehn und einem halben Loth des grauen Pulvers. Das ausgegossene Metall wog vierzehn Mark acht und ein

halbes Loth. Es ward auf der Kapelle probirt, und der Gehalt war dieses Mal nur vier Loth neun Grän. Diesen geringeren Gehalt entschuldigte Stahl damit, daß er nach Verhältniß zu wenig Pulver genommen habe.

Weidinger war um so williger, diese Entschuldigung anzunehmen, als er sich bewußt war, unter der Hand selbst nicht wenig zur Verringerung des Silbers beigetragen zu haben. Er hatte nämlich von dem übergebenen Pulver, als er es dem Münzarbeiter einhändigte, drei Loth heimlich zurückbehalten. Diese unterwarf er nachher allen ihm bekannten Feuer- und Wasserproben, konnte aber nichts Metallisches darin entdecken. Zwar findet man sein Verfahren dabei nicht angegeben; doch darf man demzufolge wol glauben, daß kein Silber eingemengt war.

Man versah den Adepten mit tauglicher Kleidung und gab ihm Geld für seine Familie. Sobald er aus seiner Bedrängniß erlöst war, fing er an liederlich zu werden, und trank sich täglich voll, wie seine Gewohnheit früher gewesen zu seyn schien. Alle Ermahnungen fruchteten nur so viel, daß er Besserung gelobte, die nicht erfolgte. Erhielt er nicht Geld vollauf, so machte er Schulden auf des Direktors Namen. Ueberall, wohin er kam, prahlte er vor den Leuten, daß er Gold und Silber machen könne und das ganze Land bereichere. Man ließ ihn gewähren, um ihn bei guter Laune zu erhalten und wo möglich sein Geheimniß abzulernen.

Da die Sache schon Aufsehen erregte, eilte man nun, dem Fürsten Bericht zu erstatten. Kurfürst Johann Philipp weilte damals auf dem Landsitz Schönbornslust. Der Münzdirector ging mit dem Münzmeister und Stahl dahin ab. Sie hatten eine Silberplattsche von vierzehn Mark bei sich. Der Kurfürst ward durch ihren Bericht hoch erfreut. Stahl versprach, ihm wöchentlich fünf bis sechs Centner Silber zu machen, oder so viel ihm beliebe, nur solle man ihn glücklich machen; denn wenn er hart behandelt, oder etwa eingesezt werden sollte, so würde er nicht arbeiten.

Man versprach, alle seine Wünsche zu erfüllen, wenn er Wort halte. Stahl verlangte wöchentlich zwanzig Reichsthaler Gehalt, nebst Holz und Wohnung. Man bewilligte ihm das und gab ihm dazu das Prädikat als Gold- und Silberscheider bei der Münze. Dagegen verlangte man von ihm die Mittheilung seines Verfahrens. Zwar schützte er vor, daß ein Eid seine Zunge binde; allein der Kurfürst entband ihn von demselben kraft seiner erzbischöflichen Gewalt. Nun diktirte er dem Münzdirector einen Proceß in die Feder, gestand aber am Schlusse, daß er noch eine Kleinigkeit für sich behalten habe, die er später entdecken wolle, wenn er erst sähe, wie man mit ihm umgehe.

Zunächst ward befohlen, daß er eine dritte Silberprobe, aber noch mehr im Großen und in Gegenwart des Geheimenraths von Milz machen solle. Demzufolge wurden fünfzig Mark Kupfer durch Glühen und Ablöschen präparirt und dann geschmolzen. Dazu nahm Stahl zwei Pfund fünf Loth von seinem grauen Pulver, beträufelte dasselbe aus seinem Fläschchen, und mischte es wol durch einander, worauf es mit dem Papier in den Ziegel geworfen wurde. Nachdem das Metall eine Stunde getrieben hatte, ward der Ziegel in ein Plattscheisen ausgegossen. Die ganze Arbeit verrichtete ein Schmelzer; Stahl ward aber von Milz und den Münzbeamten genau beobachtet und nicht zum Ziegel gelassen.

Nachdem die Plattsche kalt geworden war, wurde sie gewogen und sechsundneunzig Mark acht Loth schwer befunden. Schon beim Ausgießen hatte man eine bedeutende Vergrößerung des Umfangs bemerkt; aber eine Gewichtszunahme von zweiundvierzig Mark setzte die Zeugen in das höchste Erstaunen. Stahl lachte darüber, und sagte, wenn er nicht besorgt hätte, der Ziegel möchte durchgehen, so hätte er es noch eine halbe Stunde treiben lassen, und dann würde das Gewicht noch um die Hälfte mehr betragen haben.

Der Münzgardein mußte sogleich in Aller Gegenwart die Probe machen und fand den Silbergehalt der Plantsche sieben Loth acht Grän. Sie enthielt demnach jetzt fünfundvierzig Mark feines Silber, die zuvor nicht dagewesen waren, und die fünfzig Mark Kupfer, die man eingesetzt hatte, waren als solche auch noch vorhanden, wie die Probe besagt.

Nach diesem Probestücke ward ein neuer Kontrakt abgeschlossen, weil Stahl immer neue Forderungen machte. Er wollte nicht viel arbeiten und wöchentlich nur zwei Centner Silber machen, das bedungene Wochenlohn von zwanzig Reichsthalern aber behalten. Das graue Pulver sollte man ihm mit vier Gulden für das Loth besonders vergüten, und zur Ausarbeitung desselben verlangte er die Anstellung eines Gehülfen, der zwanzig Gulden Wochenlohn haben sollte. Er empfahl dazu einen Jäger aus dem Nassauischen, Namens Wilhelm Blank, mit welchem er schon früher Gemeinschaft gehabt hatte. Das alles bewilligte man, in der Hoffnung, ihn zufrieden zu stellen.

Allein man konnte ihn nicht zur Ordnung und Arbeitsamkeit vermögen. Der Böllerei ganz ergeben taumelte er aus einer Schenke in die andere, brutalisirte auf den Straßen Vornehme wie Geringe, und verkehrte nur mit der Hefe des Volks. Mitunter arbeitete er auch einmal, und machte z. B. eine Plantsche von Einundachtzig Mark neun und einem halben Loth, welche acht Loth fünf Grän Gehalt hatte, und dann einmal wieder eine von sechzehn Mark, die zehn Loth dreizehn Grän hielt; das geschah aber nicht eher, bis er kein Geld mehr hatte. Endlich wollte er gar nicht mehr arbeiten und forderte seine Entlassung.

Der Münzdirektor suchte ihn wieder zu begütigen, und brachte ihn durch Zureden dahin, daß er die versprochene Goldprobe zweimal machte. Bei der ersten ließ er sieben Loth reines Kupfer schmelzen, warf darauf ein Quentchen von einem gelblichen Pulver, und erhielt einen Goldzahn von

sechs Loth drei Quentchen Gewicht, dessen Gehalt an feinem Golde sechzehn Karat elf Grän war.

Bei der zweiten Goldprobe setzte er Eine Mark Ein Loth drei Quentchen Kupfer ein, und erhielt ein Gold von zwölf Karat sechzehn und drei Viertel Grän Feingehalt, dessen Gewicht nicht angegeben wird.

Ueber die Fabrikation des Goldes wollte Stahl mit dem Kurfürsten einen besondern Vertrag abschließen, um seinen Gehalt dadurch zu erhöhen; man war auch dazu erbötig, allein bei seiner gänzlichen Verkehrtheit kam der Vergleich nicht zu Stande.

Eine Hofintrigue verwirrte die Sache noch mehr. Der Geheimerath von Milz machte mit dem Münzmeister, seinem Vetter, Partie gegen den Münzdirector, den sie ausschließen wollten, um das Geheimniß, wenn Stahl zum Geständniß gebracht werden könnte, für sich allein zu haben. Stahl ließ sich von ihnen bereden, den Münzdirector mit Hochmuth von sich zu weisen und beim Kurfürsten auf dessen Entfernung anzutragen; aber seinen Verbündeten entdeckte er auch nichts, und überließ sich indessen den gröbsten Ausschweifungen.

Einige Zeit nachher brachte man in Erfahrung, daß Stahl im Hause eines Bürgers Gold und Silber mache, mit des Bürgers Frau lebe und mit ihr davongehen wolle. Man meldete das dem Kurfürsten; ehe der Bescheid aber zurückkam, war Stahl schon entwichen. Man setzte ihm nach und fand ihn in einem Kloster. Auf Befehl des Kurfürsten ward er ausgeliefert und gefesselt in die Münze zurückgebracht. Er versprach Besserung, wollte auch alles entdecken, wenn man ihn wieder in Freiheit gesetzt haben würde; man verlangte aber zuvor die Entdeckung, und das wollte er nicht eingehen.

Man drohte, ihn dem Oberhof zu überantworten und durch die Folter zum Geständnisse zu bringen. Der Tag zur Abführung war anberaumt; in der letzten Nacht aber brach er mit Blank und den Wachen aus dem Gefängniß und ent-

floh. Nur Blank, der nichts wußte, ward wieder eingebracht. Stahl kam glücklich davon, und man hat seitdem nie wieder von ihm gehört. Seine Frau und seine Kinder blieben in größter Armuth zurück; allein nach einiger Zeit verschwanden auch sie, und sie hatten, wie sich bei der Nachfrage ergab, alle ihre Schulden bezahlt, woraus zu schließen ist, daß er sie nachgeholt habe.

Der Münzdirector, Hofrath von Meidinger, schrieb im Jahre 1764, da die Begebenheit zu Ende gekommen war, einen umständlichen Bericht darüber nieder, aus welchem das Wichtigste hier ausgezogen ist. Der Bericht ward gedruckt unter dem Titel: Die Richtigkeit der Verwandlung der Metalle, Leipzig, 1783, 8. Ein Abdruck davon findet sich in Guldensalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 223 — 245., ein anderer in Christoph Bergner's Chymischen Versuchen und Erfahrungen, Th. III. S. 1 — 36.

Die Stahlschen Projektionen sind die wunderlichsten in der gesammten Geschichte der Alchemie, und lassen eine sehr verschiedene Beurtheilung zu. Ohne eben Feind der Alchemie zu seyn, fühlt man sich geneigt, diesen Stahl für einen listigen Betrüger zu halten, dem es gelungen sey, Männer zu hintergehen, die von der Begierde, Gold und Silber zu machen, befangen waren. Der Immoralität dieses Menschen, der, wie sich nebenbei ergab, schon einmal als Falschmünzer in Untersuchung gewesen, und mit schlechtem Gesindel in Verbindung war, läßt sich alles Böse zutrauen. Auch ist nicht zu leugnen, daß dem guten Meidinger in seiner Relation manche Aeußerung entschlüpft, welche ihn als Befangenen bezeichnet.

Offenbar legte er gleich auf die allererste Probe ein viel zu großes Gewicht, indem sie selbst nach seiner eignen Darstellung gar wol in Zweifel gezogen werden kann. Da der Zahn der Probe nach die Hälfte Silber enthielt und im Ganzen beinahe fünf Loth wog, so waren die anfänglich einge-

setzten dritthalb Loth Kupfer noch vorhanden. Der Zuwachs am Gewicht würde sonach dem grauen Pulver zuzuschreiben seyn. Wenn dieses etwa ein Niederschlag von Silber war, so konnten zwei Messerspitzen wol zwei Loth wiegen. Somit würde das doppelte Wunder zu einer einfältigen Betrügerei.

Die zweite Silberprobe hat schon mehr den Anschein einer Transmutation; denn die sechzig Loth Silber, welche das Metallgemisch enthielt, konnten von elfthalb Loth Pulver nicht entstanden seyn. Die Probirung zeigt aber auch, daß 167 Loth Kupfer zu 180 Loth Kupfer geworden waren, welches den Argwohn rechtfertigt, es sey hierbei wieder ein Betrug gespielt worden, den Stahl, als bereits angenommener Münzarbeiter, auf irgend eine Art möglich zu machen gewußt habe.

Sehr verdächtig erscheint die Meldung, daß Stahl für Ein Loth des grauen Pulvers vier Gulden Vergütung nahm; denn das war der dreifache Preis des feinen Silbers, wofür er eine gute Portion Silber in den Tiegel bringen konnte, ohne zu kurz zu kommen, wenn er eine mäßige Taschenspielerfertigkeit besaß, oder, welches noch glaublicher seyn möchte, den betrauten Schmelzer des Münzdirectors durch Bestechung auf seine Seite gebracht hatte. Durch diesen Verdacht verliert die zweite Silberprobe, auf welche Meißinger ein großes Gewicht legt, ihren ganzen Werth.

Endlich steht die enorme Gewichtsvermehrung der dritten Silberprobe in gar zu schreiendem Widerspruch mit allen Grundsätzen der Naturlehre. Es empört sich dagegen jede Vernunft, die nicht allzuwillig ist, sich gefangen nehmen zu lassen. Wol behauptete man sonst schon, Vermehrung des Gewichts bei der Metallveredlung gefunden zu haben; aber sie betrug bei Schmolz von Dierbach, wie bei der Halle'schen Transmutation, nur Ein Fünftheil des eingesetzten Metalles, da hingegen hier Verdoppelung des Gewichts stattgefunden haben soll.

Das Gewicht dieser Zweifelsgründe wird Niemand in Abrede stellen können; aber dennoch bieten sich dem Freunde der Wahrheit auch Gegen Gründe dar, die sich eben so wenig beseitigen lassen, und wol geeignet scheinen, die Zweifel im Schweben zu erhalten.

Was den letzten und stärksten Zweifelsgrund betrifft, so beruht er eigentlich auf der atomistischen Ansicht der Natur. Wer wollte leugnen, daß die dynamische Physik, die Kant nur erst angesprochen, noch unergründete Tiefen berge? So wenig als Wasseratome für Quecksilberatome genommen werden können, oder Kupferatome den Silberatomen gleichzuschätzen sind: ebensowenig wissen wir zu sagen, welche dynamische Verhältnisse entstehen werden, wenn aus Kupfer Silber wird, was doch die Erfahrung anderwärts als möglich ausgewiesen hat. Nöthigt die Erfahrung uns, zuzugeben, daß bei der Metallveredlung eine Gewichtszunehmung in Granen und Quentchen stattfinden könne; welchen Grund haben wir dann, zu leugnen, daß sie nicht unter anderen Umständen auch Lothe und Pfunde betragen könne?

In der Naturphilosophie pflegt man da, wo noch kein fester Grund gefunden wird, sich auf Analogie zu stützen. Eine dienliche dürfte hier nicht weit zu suchen seyn. Die magnetische Ziehkraft hat gewiß manches Analoge zu der allgemeynen Massenziehungskraft, der Schwere. Da nun der Stahlmagnet durch Bestreichen und andere Mittel eine stärkere Ziehkraft erlangt, ohne an Masse zuzunehmen, so könnte ja wol auch unter gewissen uns unbekanntem Bedingungen die tellurische Ziehkraft gesteigert werden, ohne daß Masse von Außen hinzukommt.

Ein dritter Grund kann von Rücksichten des Wahrscheinlichen hergenommen werden, auf welchen der historische Glaube beruht. Bei jener dritten Probe im Laboratorium der Münze waren zugegen: der Geheimerath von Miltz, der Münzdirector, der Münzmeister, der Münzgardein, und ein Schmelzer, der allein am Tiegel stand. Wollte man

auch Miß für nichts rechnen und den Schmelzer als bestochenen Gehülfen des Betrugs ansehen, so wird man doch zugestehen, daß unter solchen Umständen nicht zweiundvierzig Mark Silber eingeschwärzt werden konnten. Zugegeben, daß ein Duzend Gelehrte von der Feder und drei Duzend Geheimeräthe so grob betrogen werden könnten, so stehen doch hier drei Münzbeamte, praktische Kenner, mit gesunden Augen dabei; und sollen wir diesen nicht glauben, so ist keinem Zeugen zu vertrauen.

Ein vierter Grund liegt in der ökonomischen Berechnung. Stahl hat nach der geringsten Rechnung an feinem Silber fünfundneunzig Mark und an feinem Golde dreizehn Loth geliefert. Erstere haben den Werth von 1267 Reichsthalern, und letztere den von 156 Reichsthalern. Also hat er, wenn er nur soviel arbeitete, als Meidinger meldet, an Gold und Silber für 1423 Reichsthaler geliefert. Will man glauben, er habe die edeln Metalle untergeschoben, so müßte, da er ganz arm eintrat, dieser Aufwand von seinem Wochenlohne bestritten worden seyn. Dann wäre ihm aber nichts zum Leben, viel weniger zum Verschwenden und Schwelgen übrig geblieben.

Fünftens ist das unentdeckte Verschwinden Stahl's gewiß nicht anbedeutend. Wäre er nicht mehr als ein Betrüger gewesen, so würden seine Helfer ihn, da es so weit gekommen war, verlassen haben. Aber er selbst wurde planmäßig entführt, wiewol man Blank, seinen Genossen, aufopferte. Dieser Vorzug spricht dafür, daß man nur ihn selbst benutzen wollte. Hätte der Unternehmer seine Rechnung dabei nicht gefunden, so würde Stahl übel gefahren seyn. Er muß aber vielmehr in gute Umstände versetzt worden seyn, weil er seine Familie nachzuholen Mittel gefunden hat.

Das alles zusammengenommen läßt glauben, Stahl habe allerdings edle Metalle hervorzubringen gewußt. Er besaß kein Universal, aber ein Partikular von ausnehmender Kraft.

Kraft. Er schöpft zwar, wie die Alchemisten sagen, aus dem rechten Brunnen; aber seine Zubereitung war so fehlerhaft, daß das Produkt erst nach der Projektion zur Tinktur ward, und darum nur als Partikular einwirkte, etwa wie Galmei kein so homogenes Messing liefert, als Zinkmetall.

Vielleicht erkennt man in diesem Stahl den Mainzer Silbermacher von 1760 wieder, aber in moralischer Entstellung. Böllerei und andere böse Leidenschaften hatten, wie sie pflegen, den Menschen entwürdigt, und so tief erniedrigt, daß er in der Geschichte der Alchemie eine der widerwärtigsten Erscheinungen darstellt. Sein Beispiel widerlegt bündig die eitle Behauptung mancher Alchemisten, daß die Meisterschaft den Fehlerhaften bessere und den Gebesserten zum Heiligen erhebe. *Ecce homo!*

Ähnliches sagt man wol auch von der Liebe und der Musik, und eben so unwahr. Die Liebe ist dem Einen Urania und wird dem Andern zur Pandemos, je nachdem die Geliebte ist. Die Musik begeistert den Friedlichen zum Wohlwollen gegen die ganze Welt, Bellonens wilde Söhne aber zum Todtschießen. Mit der Meisterschaft der Adepten mag es vollends ein mißliches Ding seyn. Den Weisen wird sie vielleicht noch weiser machen, weil sie Vorsicht gebietet; den Frommen noch frömmere, durch Dankbarkeit; den Edelmüthigen noch edler, weil das Vergnügen des Wolthuns, täglich ihm vergönnt, das Gottähnliche zeitiger in ihm entfaltet. Aber den Lasterhaften wird diese gänzliche Entbindung von allen Schranken des Bedürfnisses nur noch mehr verderben. Sie wird ihn, wenn er säuft, zum Vieh, und säuft er nicht, zum Teufel umgestalten.

Die Frage, wo Stahl geblieben sey, läßt sich nur mit Vermuthungen beantworten. Erwarten kann man, daß er versucht haben werde, seine Freiheit wiederzuerlangen. Geslang ihm das, so gebot ihm die Gefahr dieser Vogelfreiheit, mehr auf seiner Hut zu seyn, nicht als Silen umherzutaumeln. Gewitzigt durch Schaden wird er minder tolle

Streiche angefangen haben; aber der Grundzug seines Charakters, Prahlerei, wird geblieben seyn, und mehr Bildung wird er auch nicht erlangt haben. Wenn demnach in der Folge ein alchemistischer Prahler mit faden Späßen vorkäme, so dürfte man wol Stahl'en in ihm suchen. In der That finden sich solche Anekdoten aus dem folgenden Jahrzehend, deren Erwähnung hier folgen mag.

In einem Hause zu Frankfurt am Main fand sich ein Fremder ein, der ohne Weiteres mitzueffen begehrte. Der gutmüthige Hausvater verwunderte sich, gewährte jedoch. Beim Nachtsich plauderten die beiden Männer von Allerlei, endlich auch von Alchemie. Der Wirth leugnet, der Gast vertheidigt sie. Letzterer verlangt eine Kaffeetasse und ein Stück Blei. Er zieht ein Gläschen hervor, langt mit einem Stäbchen von Elfenbein daraus einen dunkelrothen Tropfen, wischt ihn mit Papier ab und gießt einige Tropfen Branntwein zu, wickelt das Blei in das Papier, umhüllt beides mit Wachs, wirft den Klumpen in die Tasse und setzt diese auf ein Kolenbecken. Beim Verbrennen des Waxes entstand ein starkes Zischen. Nach einiger Zeit nahm er das Metall heraus, welches nicht geschmolzen, und doch in Gold verwandelt war.

Darauf machte er noch eine zweite Probe. Er ließ Blei in einem eisernen Löffel schmelzen, nahm aus einer goldenen Dose etwas granatfarbenes Pulver, wickelte es in Wachs, und warf es auf das fließende Blei, welches dadurch zum feinsten Golde ward. Er zeigte dem Wirthse sein Pulver, mit der Bemerkung, daß man ein halbes Jahr Zeit brauche, um dasselbe zu verfertigen. Dann ging er weg. Vergl. Guldensalk's Sammlung, S. 29. f.

Ebendasselbst kehrt im Goldenen Apfel beim Gastwirth Merkel ein Fremder ein, der sich für einen Baron ausgibt, bleibt ziemlich lange, und fragt nicht nach der Rechnung. Merkel erinnert ihn, mit halben Worten, auch deutlicher, und wird vertröstet. Er fordert endlich. Nun verlangt der

Gast Blei und ein Kolenbecken, nimmt aus seinem Koffre eine Papiertafche, wie man dergleichen aus der Apotheke mit Pulvern erhält, wickelt um dieselbe das erhaltene Labaksblei, faßt es mit einer Papierscheere und hält es in das Feuer. Das heißgewordene und schon zusammensinternde Blei wirft er zum Ablöschen ins Nachtgeschirr, und gibt es dann dem Wirthe, sich davon bezahlt zu machen. Es war gutes Gold geworden. Der Goldschmied, der es kaufte, verlangte mehr davon. Der Gast blieb nun noch länger, und bezahlte endlich beim Abschiede mit sechs solcher Pulvertaschen, deren Verwendung er dem Wirthe überließ. Vgl. G ü l d e n f a l k ' s Sammlung, S. 288. f.

In denselben Jahren wurden die Constantini'schen Versuche bekannt, welche bis zum Schlusse dieses Zeitraumes großes Aufsehen erregten, indem sie die Alchemisten ermutigten und ihre Gegner überraschten.

Dr. Constantini, Arzt in Hanover, hatte die interessante Erfahrung gemacht, daß Eine Unze Borax, mit dritthalb Unzen Weinsteinkremor zusammengerieben, ein leichtauflöseliches Salz gebe, dessen Lösung sauer, klar, und jäh wie Syrup ist. Die mit zehn Unzen Wasser gemachte und filtrirte Lösung versetzte er im Jahre 1755 mit einer Unze Quecksilbersublimat und setzte die Mischung verschlossen an einen warmen Ort. Als er nach elf Tagen wieder nachsah, fand er die Flüssigkeit um den dritten Theil vermindert, und einen Bodensatz von silberglänzenden Blättern, welcher absondert dritthalb Drachmen wog und mercurialisch schmeckte.

Als ein Freund der Alchemie, die seine Nebenstunden erheiterte, dachte Constantini bei jenem Niederschlage an den Mercurius philosophorum, der von den Alchemisten so hoch gerühmt, so oft mit Liebe beschrieben wird. Um zu versuchen, ob das erhaltene Metallsalz flüchtig sey, erhitzte er einen Theil desselben in einem silbernen Löffel über Kolen, und sah mit Erstaunen, daß der Rauch des Salzes den Löffel schon vergoldete.

Um ferner zu erforschen, ob diese auffallende Erscheinung auch bei unedeln Metallen stattfinde, wie auch zur Probe, ob die Vergoldung bei Vergrößerung der Oberfläche sich ausbreiten und eine reichlichere Ausbeute geben werde, ließ er Blei in einem Ziegel schmelzen, warf darauf etwas von jenem Salze, und goß sofort den Ziegel über den steinernen Fußboden aus. Das dünn ausgegossene Blei erhielt allerdings dieselbe Vergoldung in ausgedehnten Streifen, wechselnd mit einem Pfauenschweife bunter Farben.

Nach und nach bearbeitete er dreißig Pfund Blei auf ebendieselbe Art, schabte die Vergoldung so fein als möglich ab, und erhielt so anderthalb Drachmen eines Staubes, welcher beim Zusammenschmelzen die Goldfarbe beibehielt und ein geschmeidiges gelbes Metall darstellte.

Constantini zweifelte nun nicht mehr, wahres Gold aus Blei erhalten zu haben. Er meldete diesen Erfolg, mit Angabe des beobachteten Verfahrens, seinem Freunde, dem Hofapotheker Meyer zu Osnabrück. Dieser wiederholte den Versuch, und fand die Vergoldung des Silbers wie des Bleies richtig, bereitete sie aber nicht in genugsamer Menge, um diesen Anflug sammeln und chemisch prüfen zu können.

Dagegen stellte Meyer abgeänderte Versuche an, um auszumitteln, welche der Zuthaten wesentlich zu dem Erfolge beitrage. Er fand, daß der Borax dabei ganz überflüssig sey; denn er erhielt ebendasselbe Salz von Einem Theile Sublimat mit vier Theilen Seignettesalz oder ebensoviel tartarisirtem Weinstein, durch Abdunsten der gemischten Lösung.

Nach Constantini's Tode machte Meyer dessen Briefe an ihn mit den Antworten und Beider Versuche öffentlich bekannt. Vergl. Johann Friedrich Meyer's Alchemistische Briefe, Hanover, 1767, 8. Ein nicht ganz vollständiger Abdruck davon findet sich in Guldensalk's Sammlung von Transmutationsgeschichten, S. 376 — 389.

Wiewol diese Vergoldung ohne Gold die Aufmerksamkeit der Forscher lebhaft anregte, hat sie doch die Sache der Alchemie nicht gefördert, sondern im Gegentheile ihr in den Augen der Mehrheit geschadet. Man hatte zu rasch den Schein des Goldes ergriffen, und nur den Schein, kein Gold. Gren bemühte sich nicht, die Vergoldung abzulösen, weil er fand, daß sie vom Scheidewasser leicht aufgelöst werde, wobei an Gold nicht mehr zu denken war. Dasselbe bestätigten auch andere Chemiker. Vergl. Gren's Handbuch der Chemie, Th. III. S. 236.

Ihren Prüfungen zufolge ist das Constantini'sche Pulver nichts weiter als weinsaures Merkuroryd, wenn es nach Meyer's Vorschrift bereitet wird, oder ein Tripelsalz mit Boronsäure, wenn man die erste Vorschrift befolgt. Wenn im Feuer die Weinsäure zerstört wird, so reißt der Glutstrom das ausgeschiedene Merkuroryd nicht weit mit sich fort, und dann amalgamirt sich etwas rother Präcipitat mit dem Silber oder Blei zur Goldfarbe. Vergl. Macquer's Chymisches Wörterbuch, Th. IV. S. 231. f.

Die längst vergessene Sache kam vor wenigen Jahren wieder vor, da man in mehreren Zeitungen las, daß ein Mann im Neapolitanischen das Blei gelb zu färben erfunden habe.

Die Literatur dieses Zeitraums nimmt einen gewissen Aufschwung, indem die Vertheidiger der Alchemie, ermutigt durch die bekannt gewordenen Vorakten, jetzt mit großer Zuversicht auftraten. Indessen muß man gestehen, daß sie von dem, was Seton, Laskaris und Sehsfeld geleistet haben, nicht den rechten Gebrauch machten. Der Glanz, welchen sie der Alchemie zu geben trachteten, war nur eine Constantini'sche Vergoldung ohne innern Gehalt. Daher konnte ihr verkehrtes Streben auch nur einen unerwünschten Erfolg haben, und jenes Aufleben der Literatur kann füglich dem Auslodern einer Flamme verglichen werden, die bald verlöschen wird.

Karl Friedrich Wenzel, Professor der Hüttenkunde an der Bergakademie zu Freyberg, war eigentlich Derjenige, welcher den Aufzug nahm, die Alchemie, über deren praktische Wirklichkeit man noch gar nicht im Reinen war, zum Range einer Wissenschaft zu erheben. Das geschah in einer Schrift unter dem Titel: Einleitung in die höhere Chemie, Leipzig, 1773, 8. Er betrachtet darin die Metalle sämmtlich als zusammengesetzte Substanzen, führt Bestandtheile auf, die aus ihnen abgetrennt, und aus welchen sie ebenso wiederhergestellt werden könnten. Dieses Unternehmen von einem Manne, der in einem praktischen Lehramt angestellt war, ward von den Alchemisten mit frohem Siegesruf, von den Chemikern aber mit Befremdung aufgenommen. Beide Parteien betrachteten jene Einleitung als Prolegomena zu wichtigen Aufschlüssen, und erwarteten diese mit Begierde.

Als die erwarteten Aufschlüsse nicht sogleich erfolgten, forderte man Rechenschaft und Beweise von ihm. Diese blieb er nun zwar nicht schuldig; aber seine Versuche, die Metalle durch Reverberation in ihre Bestandtheile zu zerlegen, welche in der Ersten Sammlung der Abhandlungen der Königlich-Dänischen Societät der Wissenschaften (Kopenhagen, 1781, 8.) bekannt gemacht wurden, befriedigten die Kenner keinesweges. Auch die von ihm behauptete Verwandlung des Arseniks in Silber, durch wiederholtes Abziehen des Salmiakgeistes über denselben und darauf folgendes Zusammenschmelzen des Arseniks mit Bleiglas, (Lehre von der Verwandtschaft der Körper, S. 378.) bewährte nur, daß man den Triumph zu früh angekündigt habe.

Der Name höhere Chemie, den Wenzel, im Gegensatz der *Chemia vulgaris*, seiner alchemistischen Theorie beilegte, war eigentlich nur ein Lärm Schlag und „Platz da!“, ein eitler Versuch, die Alchemie über die lästige Kritik der Chemiker zu erheben. So wol diese Erhebung den Alchemisten gefiel, welche das hochtönende Wort fleißig nach-

gebrauchten: so nachtheilig ward es ihrer Sache, nachdem der Ausfall aus ihrer belagerten Burg mißlungen war; denn es gab dem Spotte der Widersacher willkommene Nahrung, wie denn jede wissenschaftliche Uebertreibung durch den Widerstand, welchen sie hervorruft, das Fortschreiten der Forschungen nicht nur aufhält, sondern Wind und Wellen preis gibt, die den Rachen weit zurückschleudern.

Selbst dann, wenn man mit siegenden Beweisen aufgetreten wäre, wie Lavoisier zu derselben Zeit, würde jeder Unbefangene in jenem Ausdruck eine unstatthafte Prätension erkennen. Hätte man die Metallverwandlung zu einem gewöhnlichen Experiment gemacht, so konnte sie freilich aus der vorhandenen chemischen Theorie nicht erklärt werden; aber man hätte fragen dürfen, welche bessere die Alchemisten hätten.

Wol wird dereinst, wenn die Wahrheit durchgebrochen seyn wird, die jetzige Theorie umgestaltet werden, wie schon mehrmals geschah; aber es wird keine höhere und niedere geben, sondern die berichtigte wird fortbestehen, die andere aber mit den Zeitgenossen, die sie nährte, absterben. Finge man mit dem Höheren an, so würde man mit einer höchsten und allerhöchsten Chemie fortfahren, oder jährlich die alten Büchertitel umdrucken müssen.

Friedrich Joseph Wilhelm Schröder, Professor der Chemie und Arzneikunde zu Marburg, war Wenzel's tapferer Waffengefährte, und ward durch sein Beispiel noch mehr angefeuert, die Alchemie zu vertheidigen. Allerdings blieb er mehr in den Schranken der Erfahrung und gab sich nur im historischen Theile ausschweifenden Ideen hin. Wol nicht mit Unrecht zählt man ihn zu der Partei der Gold- und Rosenkreuzer, welche damals in die Logen der Freimaurer Eingang gefunden hatten, und unter Leitung gewisser unbekannteren Oberen Zwecke befördern halfen, welche sie größtentheils selbst nicht kannten. Vergl. Geschichte der Rosenkreuzer in meinen Allotrien.

Schröder sammelte die alchemistischen Abhandlungen, welche von Mitgliedern jener Zirkel ausgingen, stellte sie mit älteren zusammen, die er in ihrem Sinne übersetzte, und gab sie mit Bemerkungen heraus, welche den Eingeweihten anzukündigen scheinen, oder scheinen sollten. Auf diese Weise entstand die letzte Sammlung alchemistischer Schriften, in drei Bänden. Die beiden ersteren erschienen unter dem Titel: Neue Alchymistische Bibliothek, für die Naturkundigen unseres Jahrhunderts ausgesucht, zu Frankfurt und Leipzig, 1772 und 1774, 8. Der dritte Band erhielt nach Wenzel's Terminologie den abgeänderten Titel: Neue Sammlung der Bibliothek für die höhere Naturwissenschaft und Chemie, Ebenda, 1775, 8. Die wichtigeren Abhandlungen sind hier bei der Literatur nachgewiesen, wohin sie gehören.

Frankreich hatte schon früher eine ähnliche Sammlung erhalten, welche zu denen von Salmon und Richebourg Nachträge liefert, insbesondere die von Lenglet du Fresnoy schon gesammelten Schriften des Philaletha mit neuen kritischen Untersuchungen. Sie erschien in vier Bänden unter dem Titel: Bibliothèque des Philosophes chimiques, ou Hermétiques, contenant plusieurs ouvrages en ce genre, très curieux et utiles, qui n'ont point encore paru, à Paris, 1754, 8.

Dr. W. S. C. Hirsching schrieb einen Versuch physisch-chemischer Lehrbegriffe zur Prüfung des so berühmten metallverwandelnden Meisterstücks, Leipzig, 1754, 8.

Ein Baron von Rüssenstein gab heraus: Chymische Universal- und Partikularproceffe, auf seinen Reisen mit sechs Adepten erlernt, Wien, 1754, 8.

F. C. P. H. von Mondenstein, genannt Schwefelbach, schrieb: Wasser und Geist, als der geoffenbarten Natur Grundanfänge der geheimnißvollen hermetischen Weisheit der Adepten, Erlangen, 1756, 8.

G. L. Wölm en schrieb eine Abhandlung von der Möglichkeit, Gold und Silber zu machen; abgedruckt im

Hamburgschen Magazin zum Unterricht und Vergnügen aus der Naturforschung, Hamburg, 1761, 8., St. II. N. 6.

Ein Ritter Johann Anton Moscherosch von Wistelsheim schrieb: Wolmeinende, treue und sehr nützliche Ermahnungen an die Anfänger in dem tief sinnigen Studio der hermetischen Philosophie, wobei das schwerste Räthsel aufgelöst wird, in welchem alle Anfänger stecken bleiben und kleinmüthig werden, Leipzig, 1764, 8.

Ein Philotheus de Limitibus (Gottlieb Märker?) schrieb: Tractatus duo, 1) Schema universale totius creati, sive genealogiae mundi triplicis, 2) Triclinium hermeticum, sive Dialogus tripartita de Lapide philosophorum, Noribergae, 1774, 8.

Von der Alchemie der Araber findet sich aus diesem Zeitraume eine nicht sehr tröstliche Nachricht bei Niebuhr:

„Wenn den arabischen Gelehrten ein Buch von der Goldmacherkunst in die Hände fällt, so bekommen sie bisweilen Lust, dieses edle Metall, woran sie eben so großen Mangel haben, als die europäischen, selbst zu machen. Wir trafen zu Beit el Fakih zwei von diesen Alchemisten an, von denen jeder ein besonderes Buch hatte, nach welchem er Gold machen wollte. Der eine, ein verständiger und sehr artiger Mann, glaubte seiner Kunst gewiß zu seyn, wenn er nur ein gewisses Kraut finden könnte, welches seiner Meinung nach in der bergigen Gegend um Jemen wachsen müsse. Allein der gute Mann, der bereits sein ganzes Vermögen mit der Alchemie zugesetzt hatte, und zu unserer Zeit für einen reichen Herrn zu Beit el Fakih in der Goldmacherkunst arbeitete, hatte nicht das Glück, das Kraut zu finden. Der andere war gewiß versichert, daß er Gold machen könne, wenn er nur die Erklärung von einem einzigen ihm unbekanntem Wort erhielte; und da er hörte, daß Herr von Haven sich von uns allen am meisten auf Sprachen gelegt habe, so wendete er sich vornehmlich an ihn, um zu er-

„fahren, was das Wort bedeute. Aber auch Dieser war
„nicht im Stande, seinem Verlangen zu genügen. Dieser
„Araber war ein Arzt, und lebte in so großer Armuth, daß
„er nicht einmal einen gläsernen Kolben bezahlen konnte,
„sondern unsern Arzt ersuchte, zu Mokka einen zu kaufen
„und ihm zu schenken.“ Vergl. Carsten Niebuhr Be-
schreibung von Arabien, (1772, 4.,) S. 140.
